

Handout der Kurzreferate von Prof. Dr. em. Andrea Maihofer

## Frühlingstagung 2021 – Quo Vadis Grossmütter-Revolution

---

Meine drei Inputs von heute und morgen zum Thema *Leben in der Vielfalt und Vielfachkrise*, zu *Erinnerungskultur* und schliesslich zu *Care-Arbeit in der aktuellen Zeit* verstehen sich als Anregungen. Sie sollen dazu dienen, die Diskussion der Frage dieser Jahrestagung ***Wie gehen wir gemeinsam weiter?*** zu rahmen und Hinweise zu geben, in welchem aktuellen gesellschaftlichen Kontext sich diese Frage derzeit stellt. Sie sollen jedoch auch bestimmte Probleme, mit denen eine solche Diskussion konfrontiert ist, aufzeigen und Ideen geben, wie mit diesen umzugehen wäre. Und schliesslich werde ich in ihnen einige Themen ansprechen und Fragen aufwerfen, um die es in *diesem Gemeinsamen-Weitergehen* gehen könnte.

Kurzum: meine Inputs verstehen sich als *thematische Anstösse*, Hinweise und Unterstützung der Diskussionen. Sie verstehen sich aber auch als *Anregungen zu einer spezifischen normativen Haltung*, zu einer spezifischen *Kultur des Miteinandersprechend*, in der diese Diskussion miteinander und mit anderen geführt wird bzw. sinnvollerweise geführt werden sollte.

### ***Ich komme zu meinem ersten Input: Leben in der Vielfalt und Vielfachkrise***

In diesem ersten Input komme ich auf Punkte zurück, die ich schon bei meinem letzten Input bei der Tagung in Luzern angesprochen habe. Ziel ist es, zentrale gesellschaftliche Rahmenbedingungen zu benennen, in denen wir uns gegenwärtig befinden und in denen unsere Diskussionen und unser Handeln derzeit stattfinden. Dabei steht der *Begriff der Vielfachkrise* für die Einsicht, dass sich die westlichen Gesellschaften seit einiger Zeit in einer *Vielfachkrise* befinden. Das heisst, wir

befinden uns in einer komplexen Krisenkonstellation, in der gleichzeitig *verschiedene* Krisenphänomene und -dynamiken existieren.

Wichtig dabei ist jedoch zu sehen, dass die verschiedenen Krisen nicht unabhängig voneinander sind, nicht jede für sich und aus völlig unterschiedlichen Gründen entstanden ist. Vielmehr zu sehen, dass diese Krisen in einem internen Zusammenhang stehen, sich wechselseitig beeinflussen und verstärken. So wird inzwischen immer deutlicher, dass diese Krisenphänomene wie z.B. die sich zunehmend verschärfende *Care-Krise* oder *die ökologische Krise* konstitutiv mit der bürgerlich kapitalistischen Gesellschaft verbunden sind. Auch Nancy Fraser, die vielleicht einigen von Ihnen/Euch ein Begriff ist, spricht von einer „allgemeinen Krise“ des Kapitalismus (Contradictions of Capital and Care, in: New Left Review 100, 2016: 1).

Aus einer solchen Einsicht lassen sich allerdings sehr unterschiedliche Schlüsse ziehen. Es kann die Frage entstehen, ob *überhaupt* und wenn ja, *wie* die Vielfachkrise im Rahmen des Kapitalismus zu lösen ist. Es kann jedoch auch deutlich werden, dass dies unwahrscheinlich ist, weil diese Krisen unseren Gesellschaften inhärent sind (ebd.) und wir uns in einer Phase ganz grundsätzlicher historischer Umbrüche befinden, wie es dies historisch ja immer wieder gegeben hat. Wir befinden uns ja nicht am Ende der Zeit. Auch wenn wir manchmal so tun, als ob wir uns am Ende der menschlichen Geschichte und Entwicklungsmöglichkeiten befänden.

Allemaal gilt es, diesen Vielfachkrisenzusammenhang ernst zu nehmen und zu sehen, dass es gerade aktuell keine einfachen Lösungen gibt. Im Gegenteil. Wobei fraglich ist, ob es jemals eine historische Situation der einfachen Lösungen gesellschaftlicher Probleme gegeben hat, überhaupt geben kann.

Nun sind Krisen nicht einfach *objektive* Vorgänge. Sie müssen vielmehr aus der Sicht der Beteiligten auch als Krise *erkannt* werden. Das ist jedoch meist nicht einheitlich der Fall. Im Gegenteil, meist ist die Einsicht, *ob* und *welche* gesellschaftlichen Prozesse und Phänomene als *krisenhaft* bestimmt werden historisch Gegenstand langanhaltender gesellschaftlicher Konflikte und Auseinandersetzungen. Selten verfügen ausserdem alle in einer Gesellschaft über das gleiche Krisenwissen und meist sind nicht alle bereit, vorhandenes Wissen über die Krisen nicht nur zu *erkennen*, sondern auch *anzuerkennen* und für wahr zu halten. Die Kontroverse um die Klimakatastrophe oder aktuell um die Gefahren von Corona und die jeweils zu ergreifenden Massnahmen sind hierfür plastische Beispiele.

In diesem Sinne haben wir es aktuell erschwerend zudem sowohl mit einer Krise der Wissenschaft als auch der gemeinsam geteilten gesellschaftlichen Normen zu tun: Mit einer Krise also des demokratischen Anspruchs, gesellschaftliche Entscheidungen auf der Basis wissenschaftlicher Fakten sowie gemeinsam geteilter Normen zu treffen. Dass beides derzeit keineswegs mehr klare Kriterien sind, ist, wie wir aus der Geschichte wissen, eine für Demokratien äusserst gefährliche Entwicklung. Schliesslich ist es für das Verständnis und die Funktionsweise von Demokratien zentral, politische Entscheidungen auf der Basis rationaler, auf Fakten basierender Entscheidungen und gemeinsam geteilten Normen, wie z.B. den Menschenrechten als Kriterien, zu treffen. Ist dies nicht mehr der Fall oder doch zunehmend in Frage gestellt, wie sich aktuell an den sich zuspitzenden gesellschaftlichen Kontroversen über Normen und Wahrheitsansprüche zeigt, haben wir es zunehmend mit der Gefahr des Aufkommens populistisch autoritärer Regime zu tun.

Ein weiteres Problem, mit dem wir konfrontiert sind, ist die – bislang zumindest – bestehende Neigung, dass die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen meist *ihre* jeweilige Krisenwahrnehmung als *zentral* bzw. als das *Hauptproblem* verstehen, welches es *vor* allen anderen zu lösen gilt. Mit der Folge, dass die verschiedenen gesellschaftlichen Bewegungen darauf insistieren, dass es zunächst und vor allem als erstes die Klimakrise zu lösen gilt *oder* das Problem des Sexismus *oder* des Rassismus *oder* der sozialen Ungleichheit.

Das heisst, statt sich *zusammenzutun und miteinander* zu agieren, konkurrenzieren die verschiedenen gesellschaftlichen Bewegungen meist miteinander und agieren eher *gegeneinander* statt miteinander und *blockieren* sich auf diese Weise häufig *wechselseitig, statt sich zu Bündnissen zusammenzuschliessen* und wechselseitig zu unterstützen.

Auch dieses Problem wird gegenwärtig nochmals verstärkt. Haben wir es doch aktuell *zum einen* mit einer zunehmenden *Pluralisierung von Lebensweisen* zu tun haben, also mit einer immer grösseren *Heterogenität* und *Vielfalt* in der Art und Weise, wie die Menschen in unserer Gesellschaft leben. Sie machen entsprechend nicht nur sehr unterschiedliche gesellschaftliche Erfahrungen (auch aufgrund ihrer verschiedenen gesellschaftlichen (Klassen)Lagen) und entwickeln unterschiedliche Interessen, sondern sie haben (daher) auch sehr verschiedenes Wissen und Vorstellungen davon, ob *überhaupt* und wenn ja *welche* gesellschaftlichen Probleme existieren. Das heisst, die Menschen haben immer weniger *weder* ein geteiltes Problembewusstsein, *noch* haben sie die gleichen Ziele und Lösungen vor Augen. Aber damit nicht genug, wird dieses Problem aktuell nochmals dadurch verschärft, dass wir es *zum anderen* nicht mehr nur mit einer *breiten Vielfalt und Heterogenität von Lebensweisen* zu tun haben, sondern auch mit einer wachsenden *politischen Polarisierung der Gesellschaft*. Und diese politische Polarisierung betrifft inzwischen fast *alle* gesellschaftlichen Themen und Fragen und führt zu teilweise

völlig gegensätzlichen Vorstellungen, wie die künftige gesellschaftliche Entwicklung aussehen soll und welche Strategien dafür am besten geeignet sind. Diese wachsenden gesellschaftlichen Spaltungen, sozialen Ungleichheiten und Verwerfungen verstärken nochmals deutlich die gegenseitige Lähmung. Vor diesem Hintergrund wird – so meine These – die Einsicht umso dringlicher, dass die verschiedenen Krisenphänomene wie Sexismus, Rassismus, soziale Ungleichheit, Klimawandel, Care-Krise auf das engste *miteinander zusammenhängen* und daher nur *gemeinsam* und *in einander verschränkt gesellschaftlich überwunden werden können*.

Allerdings ist es sicherlich recht unrealistisch zu hoffen, diese gemeinsame Einsicht könnte über die zunehmende gesellschaftliche Spaltung hinweg zu erreichen sein. Jedoch lässt sich in den letzten Jahren beobachten, dass bei denen, die diese Phänomene schon länger als *strukturelle gesellschaftliche Probleme* ansehen, die Einsicht in den *konstitutiven Zusammenhang* all dieser Aspekte und Entwicklungen von immer mehr Menschen geteilt wird. Was sich unter anderem an den *zunehmenden Debatten um Bündnispolitiken zeigt*.

Ein sehr eindrückliches Beispiel war der letzte Frauen\*streik. In ihm wurden sehr viele verschiedene Probleme adressiert. So ging es sowohl um die im engeren Sinne feministischen Anliegen, wie das Ende der sexuellen Gewalt und der Geschlechterungleichheit als auch um die Überwindung des Rassismus, die Klimakatastrophe sowie um die Rechte von LGBTIQ-Personen und noch um einiges mehr.

Damit sich diese Einsicht, dass die verschiedenen Krisenphänomene wie Sexismus, Rassismus, soziale Ungleichheit, Klimawandel, Care-Krise auf das engste *miteinander zusammenhängen* und daher nur *gemeinsam* und *in einander verschränkt* gesellschaftlich überwunden werden können weiter verstärkt und in gelungenen Bündnispolitiken umsetzen kann, ist – so eine für mich weitere wichtige

Einsicht – eine *produktive Kultur des Umgangs mit Differenz und Vielfalt* nötig.

Doch wie könnte oder müsste eine solche Kultur aussehen?

Ich komme damit zu meinem letzten Punkt in diesem ersten Input. Ich möchte meine Überlegungen zu dem, was ich oben als die *Entwicklung einer spezifischen normativen Haltung* angesprochen habe, im Anschluss an Überlegungen von Adorno erläutern. Ich knüpfe dabei, an seine Idee einer „reflektierten Humanität“ (Probleme der Moralphilosophie, 2010, 251) an. Gemeint ist damit ein unbeirrbares Beharren auf Humanität, z.B. an den Menschenrechten, das *zugleich* jedoch auch ihre normativen Ansprüche und die eigene normative Haltung und Praxis, auf ihnen zu insistieren, kritisch in den Blick nimmt, diese kritisch reflektiert.

So gehört nach Adorno zu einer „reflektierten Humanität“ *zum einen*, „dass man sich nicht abbringen lässt, ein Moment von Unbeirrbarkeit also, von Festhalten an dem, was man nun einmal glaubt, erfahren zu haben“ (ebd.), das heisst, es gilt, unbeirrt für das eigene emanzipatorische Projekt einzutreten. *Zum anderen* gehört zu einer reflektierten Humanität jedoch auch „jenes Moment, nicht nur der Selbstkritik“, sondern auch „der Kritik an jenem Starren und Unerbittlichen“, dem Gestus also der eigenen Überlegenheit, der oft das eigene Insistieren begleitet. Demgegenüber gilt es nach ihm, im „Bewusstsein der eigenen Fehlbarkeit“ (ebd.), nicht nur den eigenen argumentativen Gestus kritisch in den Blick zu nehmen, sondern auch die Herrschaftsförmigkeit des eigenen Projekts und das darin liegende eigene Streben nach gesellschaftlicher Hegemonie. Schließlich ist auch ein emanzipatorisches Projekt, welches auf Überwindung jeglicher Diskriminierung, Ungleichheit und Unfreiheit zielt, herrschaftsförmig in dem Sinne, dass damit eine hegemoniale Verallgemeinerung von Werten, Zielen und Perspektiven erreicht werden soll. Diese Dynamik gilt es, wahr- und ernst zu nehmen. Entsprechend ist für Adorno die zentrale Frage, ob man „sich selber und die Gruppe, zu der man gehört, als Positives setzt und das, was anders ist, negiert –, oder ob man stattdessen in der Reflexion auf die eigene Bedingtheit lernt, auch dem sein Recht zu geben,

was anders ist, und zu fühlen, dass das wahre Unrecht eigentlich immer genau an der Stelle sitzt, an der man sich selber blind ins Rechte und das andere ins Unrechte setzt. Dieses Nicht-sich-selber-Setzen – das scheint mir eigentlich das Zentrale, was heute überhaupt von dem einzelnen Menschen zu verlangen ist“ (ebd.).

Das heisst, wir müssen stets kritisch darauf reflektieren, dass wir nie sicher sein können, wirklich im Recht zu sein, auch wenn wir das noch so stark empfinden. Ein Insistieren auf der eigenen Sicht der Dinge muss daher stets von einem „Bewußtsein der eigenen Fehlbarkeit“ (ebd.) oder, wie ich es nenne, von einem „Ethos der Ungewissheit“ (Maihofer, Hegemoniale Selbstaffirmierung und Veränderung, 2014: 317) begleitet sein. All dies gehört für mich zu einer spezifischen Haltung und Praxis, mit der ein Möglichkeitsraum eröffnet werden könnte, in dem gesellschaftliche Auseinandersetzungen in der Tat produktiv geführt werden könnten.

Dies impliziert zudem eine Form des Miteinanderredens, in dem alle Beteiligten nicht nur gleichermassen über die Möglichkeit verfügen, zu sprechen, sondern auch sich wechselseitig „Gehör zu verschaffen“ (Spivak, *Can the Subalterne Speak?*, 2011:127). Denn es reicht nicht, wie Gayatri Chakravorty Spivak zu Recht betont, *sprechen* zu können, zentral ist, auch *gehört zu werden*. Erst dann handelt es sich tatsächlich um einen Dialog, in dem ein wechselseitiges Zuhören, die Möglichkeit eröffnet, gemeinsame Lösungen über alle Differenzen hinweg oder durch diese hindurch zu finden. Kurzum, es braucht sicherlich eine Kultur des Insistierens auf der eigenen Position, auf dem, was mensch für richtig hält und doch gepaart mit Achtung für die Position anderer – Es geht um wechselseitiges Zuhören, Achtsamkeit, Wahrnehmen und um die Bereitschaft, Differenzen auszuhalten.

## Erinnerungskultur

Ich denke, viele von uns teilen die Erfahrung, das mit zunehmendem Alter immer mehr das Gefühl entsteht, dass die eigenen Erfahrungen, das Wissen und die Bezüge, die für einen selbst zentral waren, für die Jüngeren immer weniger oder keine Bedeutung mehr haben. Sie wissen und verstehen oft nicht, wovon wir sprechen, wenn wir über unsere Erfahrungen sprechen. Schliesslich haben sie diese nicht gemacht. Ihr Leben findet in einer anderen historischen Phase statt, mit anderen Bezügen und anderen bedeutsamen Ereignissen. Ob das Wissen um die Vergangenheit von Bedeutung ist, finden viele zu bezweifeln – zumal die gegenwärtige Dominanz des Aktuellen diesen Eindruck noch zu bestärken scheint. Dass diese Beschleunigung eine Form von Herrschaft ist, ist vielen nicht bewusst; ebenso wenig, wie zentral das Wissen um die Vergangenheit für das Verständnis der Gegenwart ist. Diese Einsicht wird ihnen derzeit auch nicht gerade nahegelegt. Im Gegenteil. In der Wissenschaft, für die früher das Anknüpfen an die jeweilige wissenschaftliche Tradition für das eigene wissenschaftliche Arbeiten zentral war – manchmal fast zwanghaft –, dieses Anknüpfen an vorheriges Wissen verliert an Bedeutung. Vielmehr besteht – gefördert durch den gegenwärtigen Exzellenzdiskurs – der Zwang zur Aktualität. Dies bedingt eine zunehmende Kurzlebigkeit und immer schnellere Entwertung von gerade gewonnenem Wissen und Erkenntnissen. Dies ist jedoch nicht allein ein Problem der Wissenschaft, sondern ein generelles. Auch das *Wissen um die Vergangenheit*, das nicht nur ein grosses Abenteuer sein kann, sondern ein zentrales Instrument *zum Verständnis der Gegenwart* ist, geht im Primat der Aktualität allmählich verloren. Selbst zwischen den Generationen. – Doch die Vergangenheit prägt unsere Gegenwart, ob wir das wahrnehmen oder nicht.

Individuell geht es vielleicht auch um die mögliche Kränkung, dass die eigenen Erfahrungen nicht mehr von Interesse sind, kein Wunsch besteht, sie mit einem zu teilen. Für dieses Miteinander teilen neue für *heute* angemessene Formen zu finden,



ist sicher nicht einfach. Doch über das individuelle Problem hinaus geht es um etwas durchaus Folgenreiches: nämlich um den *Verlust* von Wissen und Erfahrungen, um das kollektive Gedächtnis also von Gesellschaften – und das, obwohl, wie gesagt, das *Wissen von der Vergangenheit* zentral ist für das *Verständnis der Gegenwart*.

In diesem Kontext finde ich es daher immer wieder wichtig zu betonen, dass es gerade für Frauen\* noch gar nicht so lange möglich ist, dass sie – wie es für Männer\* (allerdings nur für bestimmte Männer\*) bereits seit Jahrhunderten selbstverständlich war – ihre Erfahrungen, ihr Wissen, Denken und Handeln an andere Generationen weitergeben können, dass Frauen\* also überhaupt eine *Geschichte* haben und eine *eigene Traditionsbildung* ausbilden können. Diese Einsicht hält Gerda Lerner in *Entstehung des feministischen Bewusstseins* eindrücklich fest, wenn sie betont: „Was die Frauen an Einsichten gewannen, das versank, kaum ein Wellenkräuseln hinterlassend, geräuschlos in den Fluten, und die folgenden Generationen von Frauen mussten immer wieder die gleichen Schritte gehen, die andere vor ihnen bereits gegangen waren“ (1995, 263).

Selbst wenn Frauen\* sich darum bemühten, war es ihnen kaum möglich, sich genauere Kenntnisse von dem Leben der Frauen\* vor ihnen zu verschaffen, ob es dem ihren ähnlich oder ganz verschieden war. All dies war für sie unwiederbringlich verloren. Insbesondere Virginia Woolf beschäftigte sich immer wieder mit den verschiedenen Facetten der „Nicht-Geschichte“ der Frauen\*, wie es Klaus Reichert (Nachwort zu *Ein Eigenes Zimmer*, 2005, 127) im Anschluss an Woolf formuliert. So betont sie in ihrem Essay *Ein eigenes Zimmer*, dass es zwar eine grosse Fülle an historischen Werken gibt, doch diese „Geschichtsschreibung erwähnt die Frauen kaum“ (2005, 46). Trotz der unendlichen Menge an historischen Büchern, die allerdings fast alle von Männern\* verfasst wurden, erfährt sie nichts Greifbares darüber, wie Frauen\* in früheren Zeiten gelebt haben, über ihren Alltag, ihr Denken,

Fühlen und Handeln (ebd. 46f.). Sie weiss nach ihrer Lektüre noch immer nicht, wie die alltägliche Lebensweise von Frauen\* ausgesehen haben; unter welchen materiellen Bedingungen sie gelebt haben; ob sie ein eigenes Zimmer hatten; sie heirateten und wann; ob sie Kinder hatten und wie viele; wie viel Geld sie besaßen und welche Arbeiten sie zu verrichten hatten. Kurzum, sie weiss noch immer nicht, was Frauen\* „von acht Uhr morgens bis acht Uhr abends taten“ (ebd.). Auch lässt sich kein Bild davon machen, welche Sorgen, Ängste oder Freuden sie hatten und auch nicht, welche Erfahrungen sie gemacht haben, über welches Wissen und welche Einsichten sie verfügten und ebenso wenig darüber, ob einige von ihnen Schriftstellerinnen, Künstlerinnen, Musikerinnen oder Wissenschaftlerinnen waren (ebd.). Über all dies lässt sich kaum etwas erfahren.

Diese Nicht-Geschichte der Frauen\* verhindert Woolf zufolge, nicht nur, dass Frauen\* ein Bewusstsein von sich selbst und ihrer eigenen Geschichte entwickeln oder, wie es Gerda Lerner formuliert, eine „kollektive Erfahrung“ (1995, 26) von sich als Frauen\* über die historischen Zeiten hinweg ausbilden. Im Gegenteil, für Frauen\* riss die Kette der Bezugnahmen und des Wissens voneinander immer wieder ab und sie mussten, so Lerner, „ohne Kenntnis ihrer eigenen Geschichte [...] das Rad wieder und wieder neu erfinden“ (ebd. 317).

Zu einem Problem wird dies allerdings nur, wenn davon ausgegangen wird, dass es für die Entwicklung eines positiven Selbstverständnisses und Selbstbewusstseins von Frauen\* hilfreich ist, sich an dem Leben, den Erfahrungen und dem Wissen anderer Frauen\* zu orientieren, auch solchen *vor* ihnen. Eine Einsicht und Chance, die sicherlich für die meisten unter uns fundamental war. Für mich jedenfalls war dies für eine bestimmte Phase meines Lebens äusserst bedeutsam, um die *Freiheit* zu gewinnen, den eigenen Verstand zu gebrauchen und mir das Recht herauszunehmen, Rechte zu fordern und mein Leben selbst zu gestalten. Ob das für

Frauen\* heute noch ebenso nötig ist, scheint weniger klar. Haben sich doch die Möglichkeiten der eigenen Lebensgestaltung gerade für Frauen\* enorm verändert. – Und doch ist es auch heute bedeutsam, an die Geschichte von Frauen\* zu erinnern. Da gibt es Erfahrungen der Demütigung, der Erniedrigung und der Wut, die weiterzugeben, mir wichtig scheinen. Zumal diese Diskriminierungen mit Nichten zu Ende sind. Auch gibt es Einsichten, z.B. in das Spezifische weiblicher Sexualität, die verloren zu gehen scheinen, obwohl sie für die feministische Bewegung einmal sehr zentral waren; so auch die Einsicht in die Bedeutsamkeit, die für das eigene Selbstbewusstsein die wechselseitige Anerkennung unter Frauen\* spielt oder die Bedeutsamkeit der Erfahrung, wie sehr das Private politisch ist und viele Erfahrungen und Probleme, die sich als individuell anfühlen, letztlich mit anderen Frauen\* geteilt werden – wenn denn darüber miteinander gesprochen wird.

So ist es auch wichtig, was derzeit im Rahmen des Frauenstimmrechtsjubiläums geschieht. Viele erfahren erst jetzt von der langen Geschichte von Kämpfen und beginnen sich zu wundern, warum sie davon bislang so wenig wussten. Auch fragen sie sich zurecht, warum diese Geschichte der wiederholten Verweigerung des Frauenstimmrechts kein selbstverständlicher Teil des kollektiven Gedächtnisses der Schweiz ist. – Wie nachhaltig diese Erfahrung und diese aufkommenden Fragen sein werden, hängt sicher auch davon ab, wie sich künftig der Dialog zwischen den Generationen gestaltet. Hier gäbe es einiges zu tun. Vielleicht würde dann auch deutlicher, ob und auf welche Weise ‚unsere‘ Erfahrungen und ‚unser‘ Wissen heute tatsächlich noch relevant sind oder möglicherweise auch nicht.

Es geht bei alledem allerdings nicht *nur* um die Weitergabe der Geschichte der Frauen\*. Es geht *überhaupt* um das Wissen um die eigene Geschichte, um das Wissen um das Unrecht, das getan wurde, um die Ausbeutung von menschlichem und nichtmenschlichem Leben sowie von Natur, auf denen unsere gegenwärtige

Lebensweise basiert, und die bislang kaum Teil des kollektiven Gedächtnisses unserer Gesellschaften sind. Doch *verdrängtes Unrecht wirkt in der Gegenwart* nach, allemal so lange es nicht als Unrecht *erkannt* und *anerkannt* worden ist.

All dies zwischen den Generationen ins Gespräch zu bringen, scheint mir eine *Verantwortung* insbesondere der *älteren* Generation zu sein. Hierfür gilt es gerade heute, die Verantwortung zu übernehmen. Schliesslich ist das Wissen von der Vergangenheit für das Verständnis der Gegenwart und die Gestaltung der Zukunft zentral. Darüber zu sprechen, was für die eigene Entwicklung fundamental war, welche Einsichten, Erfahrungen und Konflikte, aber auch darüber, wie sich dies heute anfühlt, sich also die eigene Geschichte bewusst anzueignen und die Fähigkeit zu entwickeln, sie mit anderen zu teilen, könnte zudem *selbstermächtigend* sein.

## Care-Arbeit (in der aktuellen Zeit)

Es ist wohl kaum strittig, dass sich unsere Gesellschaften gegenwärtig in einer Care-Krise befinden. Sie ist ein Aspekt der Vielfachkrise, von der ich gestern gesprochen habe.

Die Care-Krise betrifft sowohl die vielen verschiedenen *unbezahlten Sorgetätigkeiten*, die insbesondere Frauen\* innerhalb der Familie leisten, als auch die sogenannten *Care-Berufe* wie die Kranken- oder Altenpflege, sei es in den Kliniken, zu Hause oder in Heimen, sowie die öffentliche und private Kinderbetreuung oder bezahlte Haushalts- und Reinigungskräfte.

Grundsätzlich ist die Care-Krise kein neues Phänomen. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass die Care-Krise bzw. die Krise der sozialen Reproduktion des Lebens (in letzterem ist u.a. auch die ökologische Krise als Krise der Lebensgrundlagen mitgedacht) *strukturelle Krisen des Kapitalismus* sind.

Doch in den letzten Jahrzehnten hat sich die Care-Krise in westlichen Gesellschaften deutlich verschärft. Das hat insbesondere mit dem Abbau des Sozialstaates im Zuge der neoliberalen Transformationsprozesse zu tun, der Schwächung der Gewerkschaften, den wachsenden sozialen Ungleichheiten und nicht zuletzt mit der neoliberalen Rhetorik der Eigenverantwortung des Einzelnen für die Gestaltung seines Lebens. Ich komme auf all dies nochmals zurück.

## **Zunächst möchte ich ein paar der Begriffe erläutern:**

Der Begriff *Care* bzw. *Sorge* ist für mich zunächst einmal eine spezifische *Haltung* und *Praxis* des Sorgens für andere bis hin zu Sorge für Gesellschaft und Natur sowie der Selbstsorge, also der Sorge um sich selbst. Hier geht es erst einmal um so etwas wie eine *normative Haltung*, was Sorgen ausmacht. So impliziert *Sorgen um andere* und *Sorgen für andere*: z.B. Respekt, Achtsamkeit, Anteilnahme, Zugewandtheit, Sich-Kümmern, aber auch die Übernahme der Verantwortung, die für eine Situation bzw. das jeweils individuelle Bedürfnis bestmögliche Lösung zu finden.

All diese Praxen implizieren also unterschiedliche Haltungen und Aufmerksamkeiten. Wichtig ist, dass zu einer guten Sorge auch gehört, eine *gute Balance* zu finden *zwischen Sorge für andere bzw. anderes und Sorge für sich selbst*. Dabei geht es bei der Sorge um sich selbst nicht nur um *Pausen, Freizeit* oder sich um den eigenen Körper kümmern etc., sondern auch auf sich selbst zu achten, sorgsam mit sich umzugehen und sich auch um *die eigenen Bedürfnisse* zu kümmern bis hin zu *Selbsterkenntnis*. Letzteres ist gar eine unabdingbare Basis, sich gut um andere zu kümmern – beispielsweise braucht Betreuung selbstkritisches Wissen um das eigene Verhältnis zur Macht in Sorgetätigkeiten, im Verhältnis zu den eigenen Kindern, der zu pflegenden Eltern etc..

*Von Care oder Sorge zu sprechen* greift also wesentlich *breiter* als der Begriff der ‘Hausarbeit’. Ich betone das, weil immer wieder – so z.B. von Barbara Duden – danach gefragt wird: „Wieso und seit wann sprechen wir von ‘Care’ und nicht mehr von unbezahlter Hausarbeit?“ (Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Ein Rückblick, in: Olympe 30/09, 25). Es geht eben gerade nicht mehr nur um Hausarbeit, sondern um sehr viel mehr Aspekte familial und gesellschaftlich notwendiger Sorgetätigkeiten. Der Begriff Care oder der Sorge haben sich durchgesetzt, weil sich die Debatte über die Entwertung weiblicher Tätigkeiten vom Blick vor allem auf die *familialen Tätigkeiten* bzw. auf das, was unter *Hausarbeit* gefasst war, inzwischen auf *alle* Formen von *Sorgetätigkeiten* in *allen gesellschaftlichen Bereichen*, also ganz grundsätzlich erweitert hat. Der Begriff Care, oder der Begriff des Sorgens erlauben anders als der Begriff der Hausarbeit all die verschiedenen Sorgetätigkeiten in den Blick zu nehmen, von denen Hausarbeit eben nur ein Teil, wenn auch ein sehr wichtiger Teil ist.

Das heisst: Unter *Care-Work oder Sorge-Arbeit/Tätigkeiten* werden inzwischen *alle* gesellschaftlichen Formen von öffentlichen und privaten, sichtbaren und unsichtbaren, bezahlten (wenn auch meist schlechtbezahlten) und unbezahlten Sorge-Arbeiten/Tätigkeiten verstanden: also von Tätigkeiten im privaten Kontext wie Schwangerschaft, Geburt, Kindergrossziehen, Putzen, Pflegen, Erziehen, Herstellen von Beziehungen usw.; oder im *öffentlichen Kontext* wie Unterrichten, Kinderbetreuung, Altenpflege, medizinische Betreuung, aber auch emotionale Arbeit, die inzwischen vermehrt in beruflichen Kontexten gefordert und als Kompetenz erwartet wird.

### ***Worin aber besteht nun genau die aktuelle Care-Krise?***

Ich selbst verstehe darunter *zum einen* ganz grundlegend, dass die oben bereits angesprochene normative *Haltung und Praxis des Sorgens* in die Krise geraten ist.

So ist ein Aspekt der Care-Krise, dass diese Haltung und Praxis des Sorgens im Zuge der neoliberalen Transformationsprozesse z.B. durch die Rhetorik der Eigenverantwortung und dem Aufkommen eines autoritären solipsistischen Verständnisses von Freiheit konterkariert bis verunmöglicht wird. Der Slogan auf den Demonstrationen gegen die Corona-Massnahmen: „Meine Gesundheit! Meine Entscheidung!“ ist dafür ein plastisches Beispiel. Ebenso wird in der neoliberalen Vorstellung der Eigenverantwortung die *eigene Verantwortung* auch für die soziale Lage *aller* Menschen in einer Gesellschaft Sorge zu tragen, unterlaufen, wie sich am *Abbau des Sozialstaates* zeigt. Ein weiteres Beispiel ist die *wachsende Anforderung nach Selbstoptimierung*, die inzwischen bis in die Freizeit hineinreicht. Hier wird *Selbstsorge* u.a. zur Erhöhung der eigenen Chancen auf dem Arbeitsmarkt genutzt oder zum besseren Aushalten des zunehmenden beruflichen Stresses. Selbstsorge und neoliberale Selbstoptimierung werden hier kaum mehr unterscheidbar.

Ganz entscheidend für die allgemeine *aktuelle Care-Krise* ist jedoch, dass es durch die zunehmende zeitliche und inhaltliche *Taktung* immer schwieriger wird, z.B. Sorgetätigkeiten in der Pflege in Krankenhäusern oder in der privaten Pflege angemessen auszuführen. Nun muss in beiden Bereichen die Pflege vor allem ökonomisch rentabel sein, sich finanziell rechnen. Das jedoch widerspricht fundamental der Sorge als einer spezifischen Haltung des Respekts, der Aufmerksamkeit und des Anspruchs, sich ganz konkret um die Bedürfnisse des jeweiligen Menschen zu kümmern. Diese Dissonanz löst bei den Pflegenden zunehmend „*moralischen Stress*“ aus. Dabei ist nicht das Hauptproblem, dass Sorgetätigkeiten *bezahlt* werden, wie häufig suggeriert wird, sondern sie *profitorientiert* organisiert werden, also das Problem ist ihre *Vermarktwirtschaftlichung*, die eine den jeweiligen Bedürfnissen gerecht werdende Pflege verunmöglicht.

Was hier insgesamt deutlich wird, ist eine grundlegend *problematische Haltung* bezogen auf die Sorge für andere und für sich in westlich geprägten Gesellschaften. Manche sprechen auch von einer strukturellen „*Sorglosigkeit*“, die eine grundsätzliche *Entwertung* aller sogenannten reproduktiven Tätigkeiten betrifft, die nicht direkt in sich profitabel sind, also Mehrwert produzieren (Aulenbacher/Dammayr, Krise des Sorgens, in: Femina Politica 2/2020, 65).

Anders ausgedrückt: Die gesellschaftliche und familiäre Arbeitsteilung ist in westlichen Gesellschaften durch einen, wie Gisela Bock und Barbara Duden es bezeichnen, strukturellen „*Widerspruch*“ gekennzeichnet „zwischen ideologischer Wertschätzung der Hausarbeit und Hausfrau und ihrer gleichzeitigen faktischen Wertlosigkeit – sprich: Unbezahltheit“ (Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit, in: Frauen und Wissenschaft 1976, 170f.). Ich selbst bezeichne dies eher als eine *paradoxe Gleichzeitigkeit* von *Abwertung* und *Aufwertung* häuslicher oder familiärer Tätigkeiten. Haben wir es doch einerseits mit einem überhöhten Ideal der ‘guten Mutter’ zu tun, andererseits aber werden die damit verbundenen Tätigkeiten selbst beispielsweise nicht als Grund anerkannt – ähnlich wie der Militärdienst für Männer\* –, den Frauen\* das Stimmrecht zu gewähren. Im Gegenteil, praktisch alle weiblichen Tätigkeiten und sogenannten typischen Frauenberufe sind mit einer grundsätzlichen *Abwertung* verbunden, die bis heute fast ungebrochen ist. So gelten noch heute viele Berufe wie Pflege oder Kinderbetreuung, weil angeblich auf natürlichen weiblichen Fähigkeit beruhend, entweder gar nicht als Profession oder als Semi-professionen und werden entsprechend geringer entlohnt. Und diese Abwertung geht bekanntlich soweit, dass selbst bei *gleicher* Arbeit, die von Frauen\* geleistete Arbeit, nur, weil sie von Frauen\* geleistet wird, *als solche weniger wert* ist, wie sich in der entsprechenden Lohnungleichheit zeigt.



Zwei weitere Beispiele, in denen sich die zunehmende Care-Krise zeigt, sind zum einen die sogenannten *Zwei-Verdiener-Haushalte*, in denen, wie es Tomke König und Ulle Jäger plastisch beschreiben, es „nicht mehr klar (ist), wer sich wann und wie und mit wessen Hilfe von allen Arten der Arbeit erholen soll“

(Reproduktionsarbeit in der Krise, neue Momente der Geschlechterordnung, 2011, 161). Kurz: die Reproduktion der Arbeitskraft ist hier nicht mehr gewährleistet. Und diese Doppelbelastung trifft nicht mehr nur Frauen\*, sondern zunehmend auch Männer\*, die zu Hause Sorgetätigkeiten übernehmen.

Zum anderen entstehen inzwischen vermehrt sogenannte *globale Care-Ketten*. So können sehr häufig „migrantische Care-Arbeiter\*innen“ (Sarah Schilliger, in: Widerspruch Nr. 74, 2020) ihre familialen Sorgearbeiten in ihrer Heimat entweder gar nicht mehr oder nur mehr teilweise erfüllen. Dies führt dazu, dass andere zu Hause diese Sorgearbeiten übernehmen müssen, wenn das überhaupt möglich ist. Dieses Phänomen wird inzwischen treffend als „Sorgeextraktivismus“ (ebd.) bezeichnet.

**Ich komme zum Schluss:** Aus gegebenem *Anlass des Stimmrechtsjubiläums* möchte ich abschliessend noch auf ein für mich ganz besonders eindrückliches Beispiel für die grundlegende *Abwertung weiblicher Sorgetätigkeiten* in unseren Gesellschaften zu sprechen kommen. Ich habe oben bereits kurz darauf hingewiesen.

In der Argumentation des *Bundesrates in der Botschaft zum Stimmrecht von 1957* wird, obwohl dies wenig bekannt ist, ausdrücklich für die Einführung des Frauenstimmrechts als „Gebot der Gerechtigkeit und der Demokratie“ (ebd., 767) plädiert. Hintergrund ist *die Rechtsgleichheit* als zentraler Grundsatz der Demokratie. Danach muss Gleiches gleich, Ungleiches aber ungleich behandelt werden (ebd., 767f.). Aufgrund dieses Grundsatzes war es, so die Argumentation des Bundesrates, bislang kein Verstoß gegen die Rechtsgleichheit und daher kein

Unrecht, den Frauen\* das Stimmrecht zu verweigern. Denn bislang war der Unterschied zwischen Frauen\* und Männern\* sehr gross und eine Ungleichbehandlung daher gerechtfertigt, ja geboten. Doch inzwischen haben sich, so wird festgestellt, die Frauen\* hinsichtlich Bildung, Berufstätigkeit und ihrem wachsenden politischen Interesse den Männern\* angenähert und als den Männern\* nun ähnlicher, stehen ihnen jetzt als Gleiche auch gleiche Rechte zu. Sie weiterhin ungleich zu behandeln und ihnen das Stimmrecht weiterhin zu verweigern, wäre nun, wie gesagt, ein Verstoß gegen das „Gebot der Gerechtigkeit und der Demokratie“ (ebd.,767). Anders ausgedrückt, jetzt wäre bzw. ist eine weitere Verweigerung Unrecht (vgl. ausführlicher Maihofer, Die Geschichte des Frauenstimmrechts – Verdrängtes Unrecht?, in: Rohner/Schäppe, 50 Jahre Frauenstimmrecht 2021).

*Warum spreche ich das hier an?* Zum einen weil an dieser Argumentation deutlich wird, dass die Verweigerung des Stimmrechtes spätestens nach diesem Plädoyer des Bundesrates im eigenen Selbstverständnis definitiv *Unrecht* war. Trotzdem hat es bekanntlich noch bis 1971 gedauert. Was jedoch zum anderen hier deutlich wird, ist, dass nach Ansicht des Bundesrates die *Angleichung* an den Mann es ist, der das Recht der Frauen\* auf das Stimmrecht und damit auf die gleichberechtigte Staatsbürgerschaft nun eigentlich gebietet. *Massstab* ist hierbei der *Mann*, *seine* Fähigkeiten und Tätigkeiten. Die grundlegende Abwertung der sogenannten typisch weiblichen Sorgetätigkeiten setzt sich also selbst in der Botschaft des Bundesrates fort. Obwohl gesellschaftlich notwendige Tätigkeiten gelten sie am männlichen Massstab gemessen nicht als gleichwertig und genügen daher nicht zur Gewährung gleicher Staatsbürgerrechte für Frauen\*. Sie müssen vielmehr den Männern\* ähnlich werden, ihnen *gleich* werden, um *gleiche* Rechte zu erwerben. – Ich denke, deutlicher als an diesem Beispiel lässt es sich eigentlich kaum mehr zeigen, wie gering der Wert von Sorgetätigkeiten, der Wert der Sorge um andere und überhaupt der Sorge um die soziale Reproduktion des Lebens in unseren Gesellschaften ist –

und das obwohl sie gesellschaftlich notwendige Arbeiten sind, ohne die unsere Gesellschaften wohl kaum lebensfähig wären.

Dies unterstreicht einmal mehr, dass zur Überwindung der sich aktuell zuspitzenden Care-Krise und Krise der sozialen Reproduktion des Lebens eine grundlegende Aufwertung der Sorgetätigkeiten unabdingbar ist. Dies kann jedoch nur im Rahmen einer gesamtgesellschaftlichen Umgestaltung gelingen, die zu einer *Umverteilung aller der für die Gesellschaft notwendigen Tätigkeiten zwischen allen* führt. Wie dies genauer aussehen und erreicht werden könnte, hierüber wird derzeit viel diskutiert. Allemal impliziert dies eine notwendige Verkürzung der Erwerbstätigkeit sowie die Überwindung der Vergeschlechtlichung von Tätigkeiten. Das kann jedoch nur gelingen, wenn insgesamt die bislang vorherrschende „Sorglosigkeit“ überwunden wird und stattdessen eine Kultur der Sorge entsteht.